

Für unsere Kinder

Nr. 8 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Der verborgene Kaiser. Von Friedrich Hebbel. (Gedicht.) — „Es ist ein Gericht!“ Von Brand. — Ich und der Blinde. Von Fr. Hebbel. (Gedicht.) — Eine Winterfahrt. Von B. D. — Der Mönch auf dem St. Bernhard. Von H. Pingg. (Gedicht.) — Gefelliges Leben der Tiere. (Schluß.) — Der Mann, der das Haus bestellen sollte. Ein nordisches Märchen. — Straßpredigt. Von Lina Sommer. (Gedicht.)

Der verborgene Kaiser.

Von Friedrich Hebbel.

Ihre Könige kennen die Völker der Erde:
sie rollen
Stolz in Karossen daher, Trommeln und
Fahnen voran:
Aber sie haben zugleich auch einen ver-
borgenen Kaiser,
Welcher am Brunnen vielleicht selber das
Wasser sich schöpft,
Und, sei dieser ein Künstler, ein Denker oder
ein Weiser,
Eh' das Jahrhundert vergeht, trägt er die
Krone allein.

○ ○ ○

„Es ist ein Gericht!“

(Aus einer Depesche des italienischen Königs.)

Das vergangene Jahr hat einen schlimmen Abschied genommen. Noch hebt in uns das Entsetzen über das furchtbare Unglück auf der See bei Kaddob, bei dem über dreihundert arbeitende Brüder in den Tod sanken, da ertönt eine neue Schreckensstunde, so grauenvoll und ungeheuer, daß sie uns den Atem benimmt: In Süditalien und Sizilien sind durch ein Erdbeben 24 Orte, darunter die Hauptstadt von Sizilien: Messina, völlig zerstört worden und weit über 100 000 Menschen umgekommen. Eine Fiobspost jagt die andere. Obschon die Nachrichten von der Stätte des Grauens infolge der überall unterbrochenen Verbindungen keinen völligen Überblick über den ganzen Umfang des Unheils ermöglichen, so ist es doch heute schon traurige Gewißheit: dieses Erdbeben ist eine der furchtbarsten Katastrophen, die unsere Erde je erlebt hat. In wenigen

Sekunden war das Werk der Zerstörung vollendet: die Städte verwandelt in wüste Trümmerhaufen; die Menschen begraben unter den eingestürzten Häusern, zerschmettert, erschlagen, verstümmelt. Die wenigen Überlebenden irren wahnsinnig vor Furcht und Grauen zwischen den Trümmern. Den herbeieilenden Hilfsmannschaften bietet sich ein Anblick, der das Blut erstarren macht: Hier kracht ein Vater mit blutigen Händen die Leiche seines verstümmelten Sohnes aus dem Schutte seines Hauses; dort hängt, noch lebend, die Gestalt einer Frau auf einem eisernen Gitter, aus ihren klaffenden Wunden fließt ein Blutstrom nieder auf die unter ihr liegenden Leichen ihres Mannes und ihrer Kinder, und inmitten des Grauens, in einem verschont gebliebenen Häuschen, hockt ein kleines Mädchen und spielt mit seiner Puppe. — Wem blutet nicht das Herz bei diesem namenlosen Elend?

Es ist nicht das erstemal, daß ein Erdbeben Tod und Verderben in jene von der Natur mit verschwenderischer Pracht beschenkten Länder trägt. Sizilien wie Kalabrien sind häufig der Schauplatz furchtbarer Erdbeben gewesen. Solange es Erdbeben gibt, haben Menschen sich bemüht, die Ursachen dieser gewaltigen Naturereignisse zu ergründen. Leider ist es der wissenschaftlichen Forschung bis auf den heutigen Tag nicht gelungen, befriedigende Einsicht in das Wesen dieser Erscheinung zu geben. Dieser Mangel, so sehr er zu beklagen ist, erklärt sich aus der Schwierigkeit der Aufgabe. Das Innere der Erde, in dem zweifellos jene zerstörenden Kräfte ihren Sitz haben, setzt dem forschenden Menschengestalt ungleich größere und hartnäckigere Widerstände entgegen als beispielsweise der Ozean, und wäre er noch so tief, oder das Luftmeer. Aber welche Aufgabe wäre so groß und so unlösbar, daß der Menschengestalt, der nimmerrastende, vor ihr Halt machte? — Was von der wissenschaftlichen Forschung bisher zur Erklärung der Erdbeben beigebracht ist, mag im folgenden kurz zusammengestellt werden.

Zunächst war man überzeugt, daß die Erdbeben mit den vulkanischen Kräften im Erdinnern in ursächlichem Zusammenhang ständen. Was man hier von allen Erdbeben annahm, das trifft tatsächlich auf gewisse Erdbeben zu;

aber nicht auf alle. Es gibt Gegenden der Erde, in denen seit Menschengedenken keine tätigen Vulkane mehr bestehen, und doch werden diese Gegenden nicht selten von heftigen Erdbeben heimgesucht. Wo das der Fall ist, läßt sich also der Zusammenhang mit den vulkanischen Kräften nicht nachweisen. Aus diesem Grunde unterscheidet man vulkanische und tektonische Erdbeben.

Die meisten Erdbeben sind vulkanischer Natur, und es ist eine bekannte Tatsache, daß in den Ländern, die tätige Vulkane besitzen, Erdbeben am häufigsten auftreten. Mit dem Ausbruch eines Vulkans sind stets mehr oder minder heftige Erschütterungen der Erdoberfläche verbunden. Bei den tektonischen Erdbeben dagegen bleiben die Vulkane, auch wenn sie in unmittelbarer Nähe des Bebens liegen, völlig ruhig. Das Erdbeben in Sizilien scheint tektonischen Ursprungs zu sein, denn der Aetna verhält sich in Untätigkeit. Neuerdings berichten allerdings die Zeitungen, daß der Vulkan Stromboli auf der Sizilien benachbarten Insel gleichen Namens seine unheimliche Tätigkeit beginne; auch der Ausbruch des Stromboli ist von starken Erdbeben begleitet.

Die Meinungen über die Ursachen der Erdbeben werden so lange auseinandergehen, so lange der Zustand des Erdinnern noch völlig unbekannt ist. Nach der einen Meinung ist das Innere der Erde feurig-flüssig; nach einer anderen ist es stahlhart; eine dritte Ansicht sucht zwischen jenen beiden zu vermitteln und nimmt an, daß das Erdinnere aus Hohlräumen besteht, die zwar von festen Schalen umschlossen sind, in denen aber flüssige Masse eingeschlossen ist. Soviel ist sicher: Die Kräfte, die seit der Abkühlung des Erdballs an dem Gefüge der Erdrinde arbeiteten, sind auch heute noch im Innern der Erde tätig, und verändern auch heute noch die Gestalt, die Tektonik ihrer Oberfläche; daher der Name tektonisches Erdbeben. Gewaltige Erdmassen, Eisschollen vergleichbar, verschieben sich, es bilden sich ungeheure Risse und Hohlräume, die, wenn sie in sich zusammensinken, furchtbare Erschütterungen der Erdoberfläche zur Folge haben können. Ursachen solcher Art scheinen also dem Erdbeben von Süditalien zugrunde zu liegen; scheinbar, denn, wie gesagt, es gibt hervorragende Forscher, die bei allen Erdbeben vulkanische Kräfte als Ursache annehmen.

Wie dem aber auch sei: Wir erkennen an den fürchterlichen Wirkungen die alle Vorkstellung übersteigende riesenhafte Gewalt jener

Kräfte. Wie klein und hilflos erscheint ihnen gegenüber der „Erdbezwinger“ Mensch!

„Hoffnungslos

Wieht der Mensch der Götterstärke.“

Trotzdem ist gerade bei dem Erdbeben auf Sizilien die Frage berechtigt: Wie hat das Unglück diesen ungeheuren Umfang annehmen können? Der Kapitän des russischen Panzers „Makaroff“ erzählt:

„Wir haben Ruinen gesehen, nichts anderes. Es waren nicht einmal Menschengruppen am Ufer. Ein italienisches Schiff ist in einem Winkel des Hafens gesunken. Die Häuser scheinen noch alle zu stehen. In der Tat ragen jedoch bloß die vertikalen (senkrechten) Mauern empor. Überall sind die Dächer und die Böden eingefürzt, und darin bestand die große Katastrophe. Deswegen sind so viele Menschen umgekommen. Man erschauert, wenn man daran denkt, daß bei sechs- und siebenstöckigen Häusern, beim Dach beginnend, Stockwerk für Stockwerk die Decken einstürzten.“

Aus dieser Mitteilung geht hervor, daß die liederliche Bauart der Häuser sehr viel dazu beigetragen hat, daß das Erdbeben so entsetzliche Wirkungen hatte. Wie überaus wichtig die Bauart der Häuser in Gegenden ist, die von Erdbeben heimgesucht werden, das mußten die Bewohner von Messina usw. wissen, wenn anders die graufige Geschichte der sizilianischen Erdbeben nicht spurlos an ihnen vorübergegangen wäre. Es wird viel geredet und geschrieben von der Trägheit und Stumpfheit der süditalienischen Bevölkerung. Trägt sie die Schuld daran, daß die Lehren der Erdbeben früherer Zeiten und anderswo nicht beachtet worden sind? Sehen wir zu! Jetzt eben, während Tausende hilfloser Hände sich regen, um das entsetzliche Elend zu lindern, erleben wir, daß die Priesterschaft, statt das unglückliche Volk darüber aufzuklären, wie es ähnlichen Katastrophen tatkräftig begegnen könne, die von Hunger und Not halb wahnsinnigen Bewohner auf die toten Heiligen und das Jenseits vertritt. Dasselbe Gebaren haben wir gesehen bei dem letzten Ausbruch des Vesuv. Kein Wunder, daß das ungebildete Volk allmählich in jene tatlose Ergebung in ein angeblich unabwendbares Schicksal versinkt, die bei toten Heiligenbildern Hilfe sucht, und davon abhält, daß jeder tapfer Hand anlegt, die Natur kennen zu lernen und die Zustände zu bessern. Und warum ist das Volk unwissend und ungebildet? Weil die Schulverhältnisse in Italien trübselig und unwürdig

sind; und warum sind sie es? Weil die Besitzenden und Herrschenden sehr gut wissen, daß ein Volk sich um so besser ausbeuten läßt, je unwissender und ungebildeter es ist. Und die Priester gaukeln den Entrechteten und Geknechteten das Elend ihrer Lage als gottgewollte Ordnung vor. Das Erdbeben mit seinen schrecklichen Folgen stellen sie als Strafgericht Gottes hin. Auch der italienische König bekannte sich zu dieser Ansicht, er depeßierte an den Minister: „Es ist ein Verdict!“

Wie die Stimme eines Predigers in der Wüste erscheint die Äußerung des italienischen Professors Portis, eines namhaften Geologen; er erklärt in der römischen Zeitung „Tribuna“:

„Die Großmut der Nation offenbarte sich auch diesmal in wunderbarer Weise. Mailand habe an einem Tage eine Million gezeichnet. Der edle Wettstreit der italienischen Städte werde den Kalabresen und Sizilianern zum Troste gereichen. Leider nütze Großmut nichts, wenn sie sich nur in Almosen betätige. Almosen lähme die Willenskraft, schaffe nur Armut und Elend. Was da unten not tue, sei eine gute Volksschule, welche die dämmernden Geister wachrüttle und sie endlich erkennen lasse, in den seismisch unsicheren Gebieten endlich anders zu bauen als bisher. Erdbeben wären für Kalabrien und Sizilien längst ein harmloses Naturereignis, wenn man die Ratschläge und Mahnungen der Geologen und Bautechniker aus Faulheit nicht überhört hätte. Die Regierung möge endlich ihre Pflicht tun und dieser Gleichgültigkeit und Stumpfheit ein Ende setzen! . . .“

Aber Professor Portis wird mit seiner Mahnung bei den Herrschenden und bei der Regierung, die ihre Befehle ausführt, nur wenig Zustimmung finden. Wir kennen den Grund. Es gibt nur ein Heilmittel für die Not der Völker: die internationale Verbrüderung der arbeitenden Klassen. Brand.

o o o

Ich und der Blinde.

Von Friedrich Hebbel.

Einem Blinden wollt' ich die Gabe reichen,
doch ließ ich's,
Denn es brauste der Sturm gar zu gewaltig
daher;
Vorwärts eilt' ich, da jagte mir dieser ein
Stäubchen ins Auge,
So an die Blindheit gemahnt, kehrt' ich zurück
nun und gab.

Eine Winterfahrt.*

Es war fast Abend. Immer noch wollte sich mir nach langer Schneeschuhfahrt kein Ausweg aus dem Walde zeigen. Die Aussicht, unter freiem Himmel übernachten zu müssen, ward wahrscheinlicher. Freilich wäre mir eine andere „Aussicht“ lieber gewesen, aber die verhinderte leider der früh aufgestiegene dichte Nebel. Rasch brach die Dunkelheit herein. Ich fuhr auf eine dichte Nichtengruppe zu, um in ihrem Schutze mein Nachtlager zu bereiten. Ziemlich mißgelaunt baute ich mir am Fuße eines besonders stark verzweigten Baumes eine kleine Reiseshütte, um darin die Nacht zuzubringen. Dann entzündete ich den Spirituskocher, den ich auf meinen Ausflügen bei mir führte, um nicht die Wirtschaften zu sehr durch meine Kundschaft zu bereichern, und überlegte, heiterer als vorher, ob ich die Wurst, die sich noch in meinem Vorrat befand, braten oder kochen solle. Ich gab dem Braten den Vorzug, und liebliche Dünste ergöhten bald meine Nase. Noch willkommener waren jedoch die Klänge, die nicht lange darauf an mein Ohr schlugen. Ich hörte plötzlich Schlittengeläute und sah durch die Zweige ein Licht eilig vorübergleiten. Aufspringen, dabei den Kochapparat umstoßen, dem Lichte nachsehen, mit einigen Sähen erstaunt auf der schönsten Chaussee stehen, sich Gsel schimpfen: das alles war ein. Schleunigst wurde nun wieder eingepackt. Die Schneeschuhe waren rasch angechnallt, die in einer Tunkel von Spiritus, Schnee und Tannennadeln liegende schwarze—brannte Wurst ward für irgend einen Waldbewohner aufge—hängt, und, heidi, fort ging's auf der Chaussee, dem Schlitten nach. Gar nicht lange, und aus nächstlichem Dunkel tauchte das hellerleuchtete Wirtshaus „Zum goldenen Ros“ auf. In der Gaststube war's mollig warm, und bald ließ ein gutes Abendessen mich die ausgestandene Mühsal vergessen. Müde zwar, doch frohgelaunt vergrub ich mich nach dem Mahle in ein hochgetürmtes Bett, um einen köstlichen Schlaf zu tun. Im Traume saß ich über den Spiritusapparat gebeugt, sorgsam achtgebend, daß die Wurst nicht verbrannte.

Am folgenden Morgen brach ein furchtbarer Sturm los. Trotzdem trieb es mich hinaus ins Freie. Im nahen Dorfe, durch das ich ging, war die Kraft des Windes noch nicht

* Diese Schilderung ist uns von einem jugendlichen Leser der Beilage zugegangen.

recht fühlbar, auf der Landstraße jedoch konnte ich mich nur mit größter Anstrengung vorwärts kämpfen. Deshalb bog ich in einen Waldweg ein und kam dadurch — „aus dem Regen in die Traufe“. Jeden Augenblick frachte es über mir, von Sturmesgewalten geknickte Äste und Zweige prasselten zu Boden. Mit scharfen Trompetenstößen brauste der Orkan durch den Wald. Schnell verließ ich die ungasliche Stätte und lief auf die Straße zurück. Hier peitschte mir der Sturm stechende Schnee- und Eiskristalle ins Gesicht, und aufatmend fand ich endlich unter einem vorspringenden Felsen etwas Schuh. Ein Schauspiel, wie ich es nie gesehen, bot sich mir in den Augenblicken, wo der Schnee weniger dicht herabwirbelte. Vor mir lag der Fichtenwald gleich einem graugrünen See, der zahllose weiße Wellenkämmchen trug und im Sturme auf und ab wogte. Lautes Krachen verkündete von Zeit zu Zeit die Nacht des Orkans. Meist verhüllte das Schneetreiben die Landschaft. Es war, als ob die Natur vor den Augen der Menschen den Kampf der Waldriesen verbergen wollte, der für so viele von ihnen zum Todeskampf wurde; als wenn sie wüßte, daß ein großes, scheinbar unnützes Sterben dem Beobachter die Freude am Walten der Naturkräfte mit bitterem Schmerz vermischt. Stärker wurde der Sturm. Heulend umtobte der wilde Gefelle die Stämme altehrwürdiger Fichten, zerzauste ihre langen, grauen Flechtenbärte und knickte die Trostigen wie schwache Steden. Graußig klangen ihre Todesschreie durch die Luft, und im Niederschneefallen hüllte der Schnee sie wie in ein Leichentuch ein. Ich benutzte eine eintretende Windstille, um in das Dorf zurückzugelangen. Kaum hatte ich die ersten Häuser erreicht, als das Unwetter wieder losbrach. Brüllend stieß der Sturm an die Dächer und wusch Ziegel von ihnen herab, er klapperte tolllärmend mit den Fensterläden und ließ Schornsteine bedrohlich hin und her schwanke. Schriß kreischten die Wetterhähne, und die Fahnenslange auf dem Rathhaus stöhnte zum Erbarmen. Als sich mein Hut aufmachte, ihr seine Aufwartung zu erweisen, steuerte ich so schnell als möglich auf das „Goldene Roß“ los, das mich bald wieder gastlich aufnahm. — — —

Andern Tags schneite es nicht mehr, aber das Dorf war völlig im Schnee vergraben. Von einer Bergtuppe aus, die ich in rascher Schneeschuhfahrt erreichte, bot es einen seltsamen Anblick. Aus der weißen Hülle lugten die beschneiten Dächer Hügeln gleich hervor,

denen schmale Säulen bläulichen Rauchs entstiegen. Das Kirchtürmchen schien verächtlich auf die zu seinen Füßen liegenden Häuser herabzuschauen. Die Straßen waren zu Hohlwegen geworden, die man eiligst durch den Schnee gebahnt hatte. An manchen Pfaden wurde noch fleißig geschaufelt. Zuweilen glitt mit Peitschentnall und Glockengebimmel ein Schlitten in schneller Fahrt vorbei. Die Kinder strebten der Schule zu. Fröhliche Fuchser erschollen. Schneebälle flogen durch die Luft. Ein Kranz von Bergen umrahmte das hübsche Bild.

Erst am folgenden Morgen setzte ich meine Fahrt fort. Schon früh war ich auf einem Hügel nahe dem Dorfe: ich wollte den Sonnenaufgang erleben! Als ich das Haus verließ, hatte Mutter Erde noch ihr dunkles, sternbesätes Nachtwand an. Das klare Licht der Sterne warf einen zarten, bläulichen Schimmer in das Dunkel. Die unbestimmten Formen, die man mit Mühe unterscheiden konnte, veränderten sich fortwährend. Das war sehr reizvoll: man sah und wußte nicht was. Zuweilen zog eine Sternschnuppe ihre rasche, leuchtende Bahn, eine Botin der ewig schaffenden und vernichtenden Natur. Aus dem Walde tönte ein leises, geheimnisvolles Rauschen und Raunen.

Fast zu schnell für mich mußte die Nacht dem Tage weichen, der allmählich hinter den östlichen, vielzackigen Bergen als ein grauer Schein emporstieg, der wuchs und heller und heller wurde. Nicht lange, und eine rötliche Decke mit violetten Streifen breitete sich über den Himmel aus. Allmählich übergossen diesen Purpurfluten, auf denen kleine Wölkchen, von einer leichten Brise getrieben, lustig dahinsegelten. Ein rötlicher Schimmer überhauchte die verschneite Landschaft, und glühend leuchtete das östliche Gebirge auf. Bald wich das Dunkel, das noch an dem Fuße der Berge lauerte, und vertrocknete sich in die tiefsten und versticktesten Abgründe. Lichtspenderin Sonne lag in voller Herrlichkeit am Firmament empor. Die Schneekristalle ersunkelten in unzähligen Farben wie Diamanten. Das Tagesgestirn hatte die wiedererrungene Herrschaft über die Nacht angetreten.

Froh der erschauten Schönheit und nachdenklich zugleich schnallte ich die Schneeschuhe an und fuhr weiter. Ein Kirchturm am Bergeshang hingelehnt erinnerte mich daran, wie nahe zusammen Tod und Leben sind. Der im Morgenlicht blühende Schnee verdeckte die erstorbene

Pflanzenwelt und den stillen Friedhof mit seinen mahnenden Kreuzen. Sein Funkeln belebte alles, und seine reine Schönheit verklärte das Feld des Todes. Auf der einsamen Höhe, angesichts des Todesackers, überwältigte mich das Gefühl der Ehrfurcht vor der allmächtigen, alles schaffenden Natur. Andachtsvoll huldigte ich ihrer Größe und Herrlichkeit.

Ein hochragender Fichtenwald nahm mich auf. Viele Baumäste waren tief herabgezogen worden von der Last des Schnees, und die unteren Zweige berührten mit ihren Enden den Erdboden. Starke Bäume hatten sich unter dem Druck der Schneemassen in halber Höhe nach unten gebogen, und andere lagen fast auf dem Boden und schienen wie Riesenschlangen dahinzutriecken. Gar mancher ge nickte Stamm gab Zeugnis von der gewaltigen Schwere der Flocken, die einzeln so leicht dahintänzelten. „Viele Wenig machen ein Viel,“ so rief mir das Bild zu.

Wie unverehrt emporragenden Fichten sahen Riesen nicht unähnlich, welche zum Schutze gegen des Winters schneidige Kälte über ihr grünes Kleid einen weißen Pelz geworfen hatten. Nun reckten sie sich stolz ob ihrer Kraft und ihres Gewandes der Sonne entgegen, die bläuliche Schatten auf den Boden warf. Ein alter Rehbock war so vertieft in die Betrachtung des Bildes, daß er mein Kommen überhörte. Erst mein lauter Aufschreiechte ihn aus seinem Brüten empor, und — hast du nicht gesehen! verschwand er mit mächtigem Satz im Unterholz. Eine Schneewolke deckte seinen Rückzug.

An die Stelle des Hochwaldes trat allmählich niedriges Niefersengestrüpp. Allerhand wunderliche Formen und Gestalten hatte der weiße Bewurf aus ihm entstehen lassen. Eine große Kaze mit stark gekrümmtem Rücken schien in friedlicher Kameradschaft mit einem Eisbär auf Beute zu lauern. Nicht weit davon ein reckhafter Jäger, der mit plumpem Spieße im Hinterhalt lag. Er schreckte nicht Meister Keineke, der dicht hinter ihm an einem Schneehügel vorüberschlich. Und dort? Steht da nicht ein alter guter Bekannter? Wahrhaftig, er ist es, der liebe Weihnachtsmann mit seinem großen Gabensack, der freilich nun schon leer ist.

Wenn wäre ich noch bei der stummen und doch so unterhaltenden Gesellschaft verweilt. Aber der vordem so klare Himmel überzog sich nach und nach mit dunklen Wolken. Nicht

lange, und das schönste Schneegestöber brach wieder los. So schnell wie möglich eilte ich dahin. Als sich nach einigen Stunden angestrengtester Fahrt die Pforten eines gastlichen Forsthauses hinter mir schlossen, war niemand froher als ich. Im dichten Gebirgswald von einem schweren Schneefall überrascht zu werden, der einen nicht drei Schritte weit sehen läßt, ist nichts weniger als ein Vergnügen!

Im Laufe des Nachmittags trat Tauwetter ein, das die ganze folgende Nacht anhielt. Am anderen Morgen aber wich es plötzlich strenger Kälte. Mein freundlicher Wirt schien davon wenig erbaut zu sein. Die Ursache seiner Besorgnis wurde mir klar, als ich, von meinem Gastgeber auf den richtigen Weg geführt, durch den Wald dahinglitt. Wie hatte sich dieser verändert! Die Bäume waren wie mit Eis übergossen. An den äußeren Zweigen hingen fußlange Eiszapfen, die, vom Winde bewegt, einander berührten. Ein feines Klingeln und Läuten zog durch den Forst. Plötzlich ein furchtbares Knacken und Krachen, ein Klirren wie von zerbrochenem Glas! Ein schlanker Fichtenbaum lag am Boden. Das war Eisbruch, der gefürchtetste Feind des Försters! Ein nach starkem Schneefall eintretendes Tauwetter, das von hartem Frost abgelöst wird, ehe aller Schnee von den Bäumen geschmolzen ist, verursacht die Waldverwüstung durch Eisbruch. Wenn das Wetter einige Male nacheinander rasch wechselt, wird die Last des gefrorenen Schneewassers so groß, daß auch starke Bäume unter ihr zusammenbrechen.

Im Lichte der Sonne bot der Wald nun einen wahrhaft berückenden Anblick. Er schimmerte in allen Farben des Regenbogens. Ein Gleißeln und Scheinern von nie gesehener Pracht, ein feuriges Spiegeln und Blitzen bezauberte das Auge. Die Luft schien in blinkendes Silber verwandelt. Manche Fichten, niedergedrückt von ihrer kristallinen Bürde, wölben sich wie Flammenbogen über den Weg. — — —

Nur zu schnell verging die schöne Ferienzeit. Ich hatte Naturschauspiele genossen, wie sie sich mir so leicht nicht zum zweitenmal bieten werden. Und deshalb habe ich versucht, einiges von dem Erlebten auf dem Papier festzuhalten. Meine Schilderung ist nur ein schwacher Abglanz der Wirklichkeit. Und die zu schauen, das wünsche ich allen, die diese Zeilen lesen.

B. D.

Der Mönch auf dem St. Bernhard

Von S. Einge.

Die Klostersglock' tönt, der Mönch erwacht:
„Mein Bruder, dich trifft die Kette heut nacht!“
Und der Bernhard-Mönch im weißen Gewand,
Er lockt seinen Hund, nimmt die Leuchte zur Hand.

So eilt er hinaus in die tosende Höh'
Und wandelt allein durch Sturm und Schnee.

An der Stätte vorbei, wo das Lotengebein
Der Erstornen schläft in geschichteten Reihn,
Die niemand kennt und ihr Grab bekränzt,
Als der eisige Mond, der die Schädel beglänzt.

Er folgt dem Schall der Glocke zum Grund,
Emsig schnüffelt voraus der Hund.

Der Mönch und sein Hund sind nah und fern,
Es wehen die Wolken, es glänzt kein Stern.

Nur stürzender Tannen fern Gesaus
Hallt über dem einsamen Abgrund aus.

Manch Kind, das erstarrt im Mutterarm,
Und manch ein Wanderer, müd und arm;
Das Herz, das schon am Leben verzagt,
Und das die Schuld über Berge gejagt;

Wer immer es sei, wen die Nacht überrascht,
Wen der Sturm und wen die Lawin' erhascht,
Wer mit wankendem Fuß am Abgrund hangt,
Einen Strauch, eine Wurzel am Felsen erlangt:

Der Mönch und sein Hund sind nah und fern,
Die Retter der Menschen, der Hilflofen Stern.

o o o

Geselliges Leben der Tiere.

(Schluß.)

Vielen Tieren ist die Geselligkeit ein Mittel, sich besser gegen die Feinde zu wehren, als es jedes einzelne von ihnen tun könnte. Die große Familie der Pferde, die über die Alte und Neue Welt verbreitet ist, wäre wahrscheinlich von der Erdoberfläche verschwunden, wenn diese Tiere es nicht verstanden hätten, sich mit vereinten Kräften gegen ihre vielen Feinde zu verteidigen. „Wenn ein Raubtier sich ihnen naht, vereinigen sich sofort mehrere Gruppen, sie schlagen das Tier zurück und verfolgen es manchmal: und weder der Wolf noch der Bär und nicht einmal der Löwe kann ein Pferd oder nur ein Zebra wegfangen, solange sie sich nicht von der Herde

entfernt haben.“ Auch gegen die Unbill von Wind und Wetter können sich die Pferde in geschlossenen Reihen besser schützen. Wenn ein Schneesturm tobt, drängt sich die Herde eng zusammen und jagt fest vereint einer schützenden Schlucht zu. Sobald aber Furcht und Schrecken die Herde verwirren, so daß die Pferde auseinanderlaufen, gehen die einzelnen bald zugrunde. Vereinigung ist ihre Hauptwaffe gegen alle feindlichen Gewalten, mögen es Raubtiere, Menschen oder die umgebende Natur sein.

Manche Tiere stellen sogar Posten aus, die sie rechtzeitig warnen, wenn ihnen Gefahr droht. Unter den schlafenden Walrossen, die oft zu zwanzig und mehr dicht aneinandergedrängt auf einem Eisfeld dahintreiben, wacht mindestens eines als Posten, das beim Nahen eines Feindes seine kräftige Stimme warnend erhebt. Wenn dieses Signal nicht beachtet wird, stößt es mit seinen Hauern die Schlafenden, die sich dann vereint entweder zur Flucht oder zur Abwehr gegen den Feind rüsten. Einen fesselnden Anblick bieten die Kolonien einer kleinen Hundeart, der Wiesenhunde in Amerika. Soweit das Auge die Prärie übersehen kann, schreibt Krapotkin, gewahrt es Erdhausen, und auf jedem von ihnen steht ein Wiesenhund als Wachtposten, der durch ein kurzes Gebell eine lebhafteste Unterhaltung mit seinem Nachbar führt. Sowie eine der Wachen das Herannahen eines Menschen signalisiert, verschwinden die Hunde alle im Nu in ihre Erdböhlen. Wenn die Gefahr vorüber ist, erscheinen sie bald wieder. Ganze Familien kommen dann aus ihren Gängen hervor und spielen munter. Die Jungen kragen emander, zausen einander, während die Alten Wache stehen. Die Kolonienbewohner machen einander sogar Besuche, und die gebahnten Wege zeigen, wie häufig das geschieht.

Der Sinn für gegenseitigen Schutz, gemeinsames Handeln und treue Anhänglichkeit aneinander ist besonders stark bei den meisten Affenarten entwickelt. Bloß wenige von ihnen ziehen die Einsamkeit dem geselligen Leben vor. Die Schimpansen, Saju, Sati, Paviane und andere sind außerordentlich gesellig. Sie leben in großen Herden und vereinigen sich sogar mit Affen anderer Art zu gegenseitigen Dienstleistungen und zum Schutze gegen den Feind. „Erlönt ein Rotschrei eines von der Herde, so rottet sich sofort die ganze Herde zusammen, und sie stoßen kühn die Angriffe

der Raubtiere und Raubvögel zurück. Selbst Adler wagen nicht sie anzugreifen. Sie plündern unsere Felder, indem die Alten die Sicherheit für die Gesamtheit übernehmen.“ Von den kleinen Titis erzählt Humboldt, daß sie sich umarmen und sich beschützen, wenn es regnet, indem sie ihre Schwänze über die Häufe ihrer zitternden Kameraden rollen. Manche Affen legen die größte Besorgnis an den Tag, wenn einer von ihren Kameraden verwundet ist, und verlassen ihn nicht eher, bis sie sicher sind, daß er tot ist und sie ihn nicht mehr ins Leben zurückrufen können.

Auch dem Schutze und der Aufzucht der Nachkommen kommt bei manchen Tieren das Zusammenleben zugute. So begegnete Brehm in Abessinien einer großen Herde von Pavianen, welche ein Tal durchquerten. Einige hatten bereits den gegenüberliegenden Hügel erstiegen, die anderen waren noch im Tale. Diese letzteren wurden von Hunden angegriffen, aber sofort eilten die alten Männchen von den Felsen herab und brüllten mit weitgeöffnetem Munde so fürchterlich, daß die Hunde sich bestürzt zurückzogen. Sie wurden von neuem zum Angriff angefeuert, aber diesmal hatten bereits alle Paviane die Höhe erklimmt mit Ausnahme eines ungefähr sechs Monate alten Affen, welcher laut um Hilfe rufend einen Felsblock erkletterte und von den Hunden umringt wurde. Darauf stieg eines der größten Männchen, ein wahrer Held, nochmals vom Hügel herab, ging langsam zu dem Jungen, liebte ihn und führte ihn triumphierend weg, die Hunde waren zu erstaunt, um anzugreifen. Brehm war auch Augenzeuge folgenden hübschen Vorganges. Ein Adler ergriff einen jungen Affen, konnte ihn aber nicht gleich fortschleppen, da jener sich an einen Zweig klammerte. Der Affe schrie aus Leibeskräften um Hilfe, worauf die anderen Affen des Trupps mit lautem Gebrüll herbeieilten, den Adler umringten und ihm so viele Federn austießen, daß er nicht mehr an seine Beute dachte, sondern nur daran, wie er sich schnell aus dem Staube machen könne. „Dieser Adler“, bemerkt Brehm, „wird sicher niemals wieder einen einzelnen Affen in einer Herde angreifen.“

Bei den großen Tauchervögeln, den Alken, Lummern, die hoch im Norden, den Pinguinen, die im Süden leben, dient das Zusammenleben in ganz hervorragender Weise der Fürsorge für die Jungen. Sie nisten und brüten in riesigen Kolonien von vielen Zehntausenden auf den Klippen oder Felsen, die vom Ozean umspült

werden. Weibchen und Männchen dieser Vögel drängen sich zum Brüten und füttern die Brut, und zwar nicht bloß die eigene, sondern auch alle Jungen, die hungrig nach Nahrung verlangen. Brehm rühmt die gegenseitige Fürsorge dieser Vögel für die Jungen wie folgt: „Unbeschreibliches Leben regt sich, und doch herrscht ewiger Friede unter der Gemeinde, welche an Anzahl die unserer größten Städte übertrifft. In diesen geschieht es, daß der Mensch an seinem hungernden Mitmenschen kalt vorübergeht, und in den Gemeinden der tiefstehenden Vögel finden sich Hunderte, welche auf die Gelegenheit warten, Barmherzigkeit zu üben. Das Junge, welches seine Eltern verlor, ist nicht verloren: Die Gesamtheit steht ein für das Wohl des einzelnen.“

Mancher denkt sich Wunder wie erhaben über die Tiere, aber wenn wir deren Leben gründlich studiert, so finden wir bei ihnen schon die Keime vieler Eigenschaften, auf die der Mensch stolz ist. Und gar vieles kann dieser von den Tieren lernen. Einigkeit macht stark! Was die Tiere im Drange ihres Instinktes empfinden und üben, sollten das die Menschen mit ihrem Verstand nicht immer besser begreifen lernen?

o o o

Der Mann, der das Haus bestellen sollte.*

Ein nordisches Märchen.

Es war einmal ein Mann, der war immer aufgebracht und übelkautisch, und seine Frau konnte ihm nie genug im Hause tun. Eines Abends kam er von der Heuernte herein und brummte und fluchte, daß es nur so frachte.

„Ach, lieber Mann,“ sagte die Frau, „sei doch nicht so ärgerlich. Morgen wollen wir einmal mit der Arbeit tauschen; ich will mit den Mähdern hinaus auf die Wiese, und du kannst dann einmal das Haus bestellen.“

* Mit freundlicher Erlaubnis des Verlags nachgedruckt aus „Nordische Volks- und Hausmärchen“. Gesammelt von P. Chr. Asbjörnsen und Jörgen Moe. Mit vielen Zeichnungen von Th. Kittelsen, Otto Sinding und Erit Berenskiold. München, Verlag Albert Langen. Drei Bändchen, von denen jedes in sich abgeschlossen und einzeln käuflich ist. Wir werden gelegentlich an anderer Stelle eine Besprechung dieser empfehlenswerten Sammlung bringen, die jung und alt gleicherweise ergötzen und anregen kann. Der billige Preis der gut ausgestatteten Volksausgabe ermöglicht auch Unbemittelten die Anschaffung.

Das leuchtete dem Manne ein, und er war mit dem Vorschlag einverstanden. Am nächsten Morgen in aller Frühe nahm die Frau die Sense auf die Schulter und ging mit den Mähdern hinaus auf die Wiese, der Mann aber sollte das Haus besorgen. Ganz gut; er wollte zuerst Butter machen; aber nachdem er eine Weile gebuttert hatte, wurde er durstig und ging in den Keller, um sich einen Krug Bier abzugapfen. Während er noch damit beschäftigt war, hörte er, daß das Schwein in die Stube hineingelaufen war. So schnell wie möglich, den Zapfen noch in der Hand, lief er die Kellertreppe hinauf, damit das Ferkel das Buttersaß nicht umwürfe; als er aber sah, daß das Schwein das Buttersaß schon umgeworfen hatte und eben von der Sahne, die über den Fußboden hinsaß, leckte, geriet er in hellen Zorn, so daß er das Biersaß ganz vergaß und wie besessen auf das Schwein loslief. Er holte es an der Türe ein und versecte ihm einen so heftigen Fußtritt, daß es auf der Stelle tot liegen blieb. Jetzt fiel ihm erst ein, daß er noch den Zapfen des Fasshahmens in der Hand hielt; aber als er wieder in den Keller hinunterkam, war das Bier schon ganz ausgelassen.

Nun ging er in die Milchammer und fand da so viel Sahne, daß er das Buttersaß noch einmal füllen konnte. Er begann wieder zu buttern, denn Butter wollte er nun einmal zu Mittag haben. Nachdem er eine Weile gebuttert hatte, fiel ihm ein, daß die Milchkuh noch im Stalle stand und weder zu saufen noch zu fressen bekommen hatte, obgleich es nun schon ziemlich hoch am Tage war. Er meinte aber, jetzt sei es schon zu spät, um mit ihr nach dem Grasgarten zu gehen, er wollte sie daher lieber aufs Dach hinaufbringen. Die Hütte hatte nämlich ein schönes Nasendach, wo saftiges hohes Gras wuchs, und überdies lag sie unmittelbar an einem steilen Abhang, und so hoffte er die Kuh leicht hinüberzubringen, wenn er nur von dem Hügel ein Brett auf das Dach hinüberlegte. Aber das Buttersaß durste auch nicht wieder unbeaufsichtigt stehen bleiben, denn sein kleiner Junge kroch auf dem Zimmerboden umher, und er fürchtete, der könnte es umstoßen. Er nahm also das Buttersaß auf den Rücken und ging hinaus; aber dann fiel ihm ein, daß er der Kuh zu saufen geben müsse, ehe er sie auf das Dach hinausbrächte. Rasch nahm er einen Eimer, um Wasser aus dem Brunnen heraufzuziehen, aber als er sich über den Brunnen-

rand neigte, lief ihm die Sahne aus dem Buttersaß über den Hals herunter und in den Brunnen hinein.

Jetzt ging es stark auf Mittag, und doch hatte er noch keine Butter zustande gebracht; er entschloß sich deshalb, Grütze zu kochen, und so hängte er einen Kessel mit Wasser über den Herd.

Als er das getan hatte, fiel ihm plötzlich ein, die Kuh könnte am Ende übers Dach hinunterfallen und sich Hals und Beine brechen; er ging also wieder aufs Dach hinauf, um sie anzubinden. Das eine Ende des Strickes schlang er der Kuh um den Hals, das andere ließ er durch den Schornstein hinab und band es sich selbst um das Bein, denn das Wasser kochte über im Kessel, und er mußte jetzt die Grütze hineintrühren. Während er damit beschäftigt war, fiel die Kuh doch vom Dache und zog den Mann durch den Schornstein empor; da saß er fest, die Kuh aber hing, zwischen Himmel und Erde schwebend, draußen an der Wand und konnte weder hinauf noch hinunter.

Die Frau wartete und wartete, daß der Mann sie zum Mittagessen hereinrufe, aber kein Ruf ertönte; schließlich dauerte es ihr doch gar zu lange, und sie ging nach Hause. Als sie die Kuh so jämmerlich am Stricke hängen sah, hieb sie den Strick mit der Sense ab; gleich fiel der Mann den Schornstein herunter, und als die Frau in die Stube hereinkam, stand er mit dem Kopfe im Suppentopf.

o o o

Strafpredigt.

Von Lina Sommer.

Das Hemdchen guckt zum Höschen 'raus,
Klein Fritel macht sich nichts daraus,
Das Strümpfchen hat ein großes Loch,
Klein Fritel amüsiert sich doch.

Das sieht der Spiz und beist ihn an:
"Schämst du dich nicht, du kleiner Mann?
Wau—wau, wau—wau, lauf rasch nach Haus,
Die ganze Straße lacht dich aus."

Nimm dir ein Beispiel doch an mir,
Bin ich auch nur ein dummes Tier,
Ich schäm' mich tot, säh' mir, o Graus,
Mein Hemdchen mal zum Höschen 'raus!"

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Mara Jettin (Bundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.